

# Alles wird schlimmer

## Medien profitieren von Tabubrüchen und Skandalisierung – die Aufsicht aber auch

Dass Fernsehsender im Konkurrenzkampf Aufmerksamkeit erzeugen müssen und dafür die Skandalisierung nicht selten als geeignetes Mittel dient, ist eine Binsenweisheit, die wohl niemand ernsthaft anzweifeln würde, nicht einmal die Programmverantwortlichen selbst. Trotzdem ist es immer wieder sinnvoll, Vorurteile wie diese wissenschaftlich zu überprüfen, da sie nämlich erstaunlich oft nicht bestätigt werden. Somit war das Grundanliegen einer von der Landesanstalt für Medien Nordrhein-Westfalen (LfM) in Auftrag gegebenen Studie durchaus nachvollziehbar, wenn auch die konkrete Fragestellung einen sehr moralischen Anstrich hatte: Ist es so, dass Fernsehsender gerade in wirtschaftlich schlechten Zeiten im Reality-TV besonders auf Skandalisierung setzen, um Quote zu erzeugen?

Gemessen an dieser suggestiven Frage kommt die Studie eher zu einem sehr differenzierten Ergebnis: Insgesamt sei die Zunahme uneinheitlich, vor allem in einigen Castingshows würden schwache Kandidaten ausschließlich auftreten, um sie mit beleidigenden und grenzüberschreitenden Kritiken der Jury zu konfrontieren. Allerdings wurde ein anderes Vorurteil nicht bestätigt – und zwar das, dass die vermeintlichen Grenzüberschreitungen bei jungen Zuschauern zu einem Lerneffekt führen, dass sie also meinen, das grobe Verhalten der Jury sei in Ordnung und man könne es selbst in vergleichbaren Fällen übernehmen. In diesem Zusammenhang wurden auch Ergebnisse einer von der Freiwilligen Selbstkontrolle Fernsehen (FSF) in Auftrag gegebenen Studie (siehe *tv diskurs*, Ausgabe 55, 1/2011, S. 65 ff.) im Wesentlichen bestätigt, nämlich dass Kinder und Jugendliche die Sendungen eher aus der Perspektive der Kandidaten erleben und daher sehr verschiedene Emotionen von Schadenfreude bis Empathie gleichzeitig erleben. Dies berichtete auch Dr. Margreth Lünenborg, Professorin für Journalistik an der FU Berlin und Leiterin der LfM-Studie (vgl. S. 76 ff. der hier vorliegenden Ausgabe).

Interessanterweise ist von diesem Teilergebnis in der Pressemeldung der LfM zur Vorstellung der Studie am 23. März 2011 nichts zu lesen. Die Ankündigung liest sich vielmehr so, als würden die Vorurteile der Auftraggeber durch die Untersuchung voll bestätigt. Kein Wort über die

gerade für den Bereich des Jugendschutzes wichtige Feststellung, dass nur wenige Jugendliche bei der voyeuristischen Perspektive bleiben, sondern dass die Grenzüberschreitungen erkannt und mit Gleichaltrigen sowie Erziehenden diskutiert werden. „[...] die Sorge um den moralischen Verfall der Jugendlichen durch Reality-TV kann man, jedenfalls in dieser so schlichten Form, aus der Welt schaffen“, so lautet das Fazit von Margreth Lünenborg im Interview mit *tv diskurs*. Darüber allerdings findet sich in der Pressemitteilung nichts, ebenso wenig etwas darüber, dass die öffentliche Kritik an *Deutschland sucht den Superstar (DSDS)*, die im Jahr 2008 ihren Höhepunkt erreichte, dazu geführt hat, dass der Sender mittlerweile die Castings (nicht die live ausgestrahlten Mottoshows) vor Ausstrahlung durch die FSF prüfen lässt. Seitdem wurde nur noch ein Pinkelfleck auf der Hose eines Teilnehmers samt Jurykommentar (2010) von der Aufsicht kritisch diskutiert, was allerdings keine Konsequenzen nach sich zog.

Die LfM skandalisiert auf ihre Weise also auch, indem sie nur den Teil der Studienergebnisse publik macht, der den ständig steigenden Tabubruch nachzuweisen scheint. Denn auch sie braucht, wie jeder andere, der in der Mediengesellschaft wahrgenommen werden will, Aufmerksamkeit. Und die erreicht man, wenn man auf vermeintliche Fehler und Grenzüberschreitungen hinweist und diese anprangert. Das, was schief läuft, zieht unsere Aufmerksamkeit stärker auf sich als beispielsweise die Mitteilung, der Umgang Jugendlicher mit medialen Grenzüberschreitungen sei im Großen und Ganzen verantwortlich und kompetent. Wenn wir uns also über mediale Tabubrüche und deren Skandalisierung empören, sollten wir akzeptieren, dass wir alle im Glashaus sitzen und mit Steinen werfen.

Ihr Joachim von Gottberg

